

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 15 (1973)

Artikel: Meine Studienjahre in Wien
Autor: Gaudenz, Men
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-550314>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Meine Studienjahre in Wien

Erinnerungen von Men Gaudenz

Zahlreich werden unsere Leser sein, die sich an den «Erzählungen eines Landarztes», erschienen 1970 im Calven Verlag, erfreut haben. Seither durften diese Lebenserinnerungen des Schulser Arztes Dr. Men Gaudenz Auflage um Auflage erleben, und viele dankbare Leser haben immer wieder gewünscht, daß der begnadete Erzähler am Faden seiner Lebensspule weiter spinnen möge. Das ist inzwischen geschehen. Wir freuen uns, unsern Lesern aus der neuen Folge der Erinnerungsstücke des Verfassers einige Abschnitte vorlegen zu können, und hoffen, daß das vorgesehene Bändchen, «Weitere Erlebnisse eines Landarztes», bald im Calven Verlag erscheinen werde.

Die Reise

Mein Vater begleitete mich zur Post. «Wann wirst Du in Wien ankommen?», erkundigte er sich liebevoll. «Das weiß ich nicht, Vater. Ich habe nicht nachgeschaut. Ich weiß nur, daß die Post in fünf Minuten abfährt», entgegnete ich leicht verlegen. Mein Vater sah mich erstaunt an, dann lächelte er vergebungsvoll. «Ein Vorrecht der Jugend, solche Unbekümmertheit! Man fährt in die Welt hinaus, komme ich nicht heute, so komme ich morgen, komme, was da kommen mag — und Gott befohlen! Jugendlicher Leichtsinn, fraglos, doch, wie gut wäre es, wenn sich Leute wie ich weniger Sorgen machen könnten. Dieses ewige Vorausdenkenwollen, dieses Bangen um die Zukunft, diese Angst, dieses Befangensein, und doch kommt alles, wie es kommen muß. Alles steht zu jeder Zeit in Gottes Hand!» Mein armer Vater litt an Schwermut. Er hatte seine Pfründe aufgeben müssen.

Ein junger, im sozialen Gedankengut völlig versessener, fast kommunistisch denkender Pfarrkandidat vertrat ihn. «Um mich mußt Du Dir keine Sorgen machen, lieber Vater», sage ich. «Weißt, das ist die erste Post, die wegfährt. Sie hat ganz bestimmt überall Anschluß. Ich muß höchstens einmal auf den Anschluß warten, was kein Unglück wäre.»

Mein Vater ergriff einen der beiden Koffer, die ich mitgenommen hatte, setzte ihn aber sofort wieder ab. «Um himmelswillen», sagte er, «was nimmst Du da alles mit? — wohl eine ganze Bibliothek. Wie Blei! Man kann den Koffer fast nicht heben.» «Ja, der ist schwer», gab ich unwillig zurück, «das sind aber keine Bücher. Zum Teufel holen, alles Freßwaren für die halbverhungerten Freunde vom Pfarrer Vischer. Einen Koffer zum Bersten voll, Büchsen mit Kondensmilch, Malzextrakt und ich weiß nicht alles was, hat er mir aufgehalst. Auch Strickwaren aller Art muß ich mitschleppen. Die hat unsere gute Mutter zum großen Teil selbst gestrickt, wie wenn sie nicht für uns genug zu tun hätte. Ich komme mir mit diesem Koffer wie ein lasttragender Maulesel vor und zudem muß ich in Wien dieses Zeug anhand einer langen Liste verteilen und damit viel Zeit verlieren, anstatt studieren zu können. — Ja nu, jetzt habe ich die Aufgabe übernommen und werde sie auch ausführen.» «Wenn sie Dir nur keine Schwierigkeiten an der Grenze machen!» sagte mein Vater mit seiner stets kummervollen Stimme. «Helfen ist schön, das Schönste, das es gibt. Denke dran, mein Sohn.»

An der Grenze ließ man mich ohne weiteres durch. Schwierigkeiten ergaben sich zwar, aber nicht zollamtlicher Natur.

In Pfunds zwängte sich eine kleine, leicht angetrunkene Gesellschaft in das schon gedrängt volle Postauto. Die Hauptperson, das merkte man sofort, war ein dicker Herr in tadellos sitzendem, neuem Tirolerkostüm und dem dazu gehörenden, mit stolzer Auerhahnenfeder geschmückten, grünen Tirolerhut. Seine ihn begleitenden ganz miserabel aussehenden Freunde oder Verwandten sorgten sofort mit jubelndem Unterton, daß «für den Onkel aus Amerika» Platz gemacht werde. «He! kennt Ihr mich nicht mehr? — was?» posaunte der wohlgenährte, dicke Mann, indem er sich gewichtig auf einen in aller Eile freigemachten Platz niederplumpsen ließ. Er hatte ein stets lachendes, gutmütiges, mondrundes, möglicherweise vom Alkohol stark gerötetes Gesicht und ein fettes Doppelkinn. Beim Platznehmen hatte er ein altes, spindeldürres Weiblein ganz an die Wand gedrückt, so daß die kleine Bäuerin neben ihm wie eine ausgedrückte Zitrone aussah, wahrlich ein Kontrast, der sich mir einprägen mußte. Trotzdem und obschon sie, wie alle anderen, sehr ärmlich und vernachlässigt aussah, wurde sie von den anderen mit neidischen Blicken angeschaut, weil sie auf dem Schoß ein Körblein voll frischer Eier trug. Als «der Amerikaner» das Körbchen bemerkte, riß er es dem Frauchen einfach aus den Händen und frohlockte: «Eier, bravo! das ist gut für uns. Rohe Eier verhüten Betrunkenheit. Bedient Euch nur, hier hat's genug für alle!» Die arme Bäuerin hatte einen schrillen Laut von sich gegeben, als er ihr das Körbchen entriß, und nun begann sie heftig zu protestieren. «Nur ruhig, bist Du nicht die Kresenze vom Toni, kennst mich nicht mehr, was? — der Kasimir Schgör vom Hof. Sè! nimm! (und er ließ einen Hunderttausendschein in der Luft herumflattern, bevor er diesen der zuerst verdutzten, dann aufleuchtenden Frau in die Hand drückte), damit kannst Du zehn Körbchen voll Eier kaufen», und er begann mit lauter Stimme zu prahlen, daß er solche Kronen zum Weg-

schmeißen besitze. «Millionen!» sagte er, indem er sich mit seiner fetten Pratze auf die gewölbte Brust schlug, «nur in dieser Seitentasche.» Der Eindruck auf die Anwesenden war gewaltig. Man schaute zu ihm wie zu einem Herrgott empor. «Wohlverstanden», trompetete er laut mit kreischend heiserer Stimme, «Ihr seid alle meine Gäste. Das Wiedersehen mit meinen lieben Landsleuten muß gefeiert sein», und als er mich erblickte, wandte er sich mir zu: «Auch Sie, selbstverständlich», dabei schlug er mir mit seiner Pratze auf die Schultern, daß ich fast umfiel, «keiner soll beiseite stehen. Sind Sie fremd hier, was?» und «woher» und «wohin» und «wo» und «wieso». O je! Bei jedem Halt mußten alle hinaus und wurden aufgefordert, fast gezwungen, Wein zu trinken. «Trinket nach Herzenslust, des mocht nix, konn's jo zohlen.» Und richtig, die halbverhungerten Leute, die nur Entbehrung kannten, ließen sich nicht zweimal bitten. Gierig wie halbverdurstete Wildtiere schlürften sie den guten Wein, konnten aber wenig ertragen, wie hätten sie es auch bei ihren geschwächten Körpern verkraften können. So war schon nach zwei bis drei Stationen nur ein einziger Reisender im Postauto noch nüchtern, und der war ich, wenigstens meiner Meinung nach. Um nicht unangenehm bei meinen Zechbrüdern aufzufallen, tat ich jedoch nicht dergleichen und schwankte auch und lachte viel. Nachträglich habe ich jedoch gedacht, daß ich wohl auch nicht ganz nüchtern gewesen sein konnte, sonst wäre ich bestimmt ausgestiegen. Alle, groß und klein, redeten viel zu laut sinnloses Zeug, gestikulierten unkoordiniert, wankten haltlos und unnötigerweise auch im Auto herum, schienen aber unendlich glücklich, wie in eine bessere, unwirkliche Welt versetzt zu sein. Das Schlimmste aber war, daß der Chauffeur tüchtig mitmachte und daß sein ganzer Körper — meiner Ansicht nach — dermaßen mit Alkohol durchtränkt war, daß er jeden Augenblick in Flammen hätte aufgehen können. Von allen Hemmungen befreit drückte er den Gashebel hinunter, so weit er sich nur hinunterdrücken ließ. Rülpsend

stammelte er, er müsse die verlorene Zeit einholen, «sunschst gibt's wos». Wenn man presiert, wäre es günstiger die Gerade einzuhalten, das verkürzt die Strecke. Wir aber fuhren in Kurven, bald nach rechts und bald nach links. Mit lautem Gekrächze, hörbarem, verzweifelten Flügelschlag versuchten Hühner, die frei auf der Straße herumliefen, sich zu retten. Trotzdem überfuhren wir manch armes Federvieh, was ein furchtbares Jammern und Protestgeschrei unsererseits zur Folge hatte. Der Amerikaner aber platzte schier vor Lachen und Vergnügen. Sein dicker Bauch wackelte wie ein Gelatine-Pudding, wobei sein herrlich breiter, gestickter Gürtel sich auf- und niedersenkte, als schlug er den Takt zum Gelächter seines Herrn. Mit betonter Wichtigkeit entnahm der großherzige Spender einige Banknoten seiner Hosentasche und warf sie zum Fenster hinaus. «Für die Geschädigten, für die Geschädigten», schrie er sich heiß. «Ihr müßt es ihnen sagen, vielleicht komme ich auch selber noch vorbei.» Jetzt streiften wir eine Mauer und — kaum vom Schreck erholt — warfen wir einen Gartenzaun um. Aber trotzdem, nicht zu glauben, es gelang uns in diesem Zustand sogar, die enge, äußerst gefährliche Felspartie ob Landeck zu passieren. Wir erreichten den Bahnhof ohne zu kippen, irgendwo gefährlich anzuprallen oder mit anderen Autos (es gab zwar damals nur sehr wenige) zusammenzustoßen. Man sagt, wie die Kinder, so hätten auch Betrunkene einen eigenen Herrgott, der sie beschützt. In unserem Fall (ausnahmsweise) hat sich dieser Spruch bestätigt, was aber gewöhnlich bei Betrunkenen passiert, das ist nur zu bekannt. Ich persönlich hätte es kaum für möglich gehalten, daß wir heil ankommen. Im Gegenteil, ich war auf eine Karambolage irgendwelcher Art gefaßt. Dazu, als zweites Wunder, wir kamen rechtzeitig in Landeck an, so daß ich den Zug nach Wien noch erreichte (nur mußte ich die Fahrkarte beim Zugführer kaufen). Normalerweise hätten wir in Landeck zwei Stunden Aufenthalt gehabt. So kam ich wohlbehalten in Wien an, wo ich mich bescheiden einquartierte.

*Eine schnelle Reaktion ist manchmal wichtig,
nicht nur beim Autofahren*

Während der ersten Tage schaute ich mir die herrliche Stadt mit ihren wunderbaren kunst- und kulturhistorischen Bauten an. Ich hatte schon früher einmal, allerdings nur während eines ganz kurzen Aufenthaltes, das herrliche, das leuchtende, das lustige, das klingende, singende, Herzen bezwingende Wien erlebt. Und jetzt? Statt zu beglücken hinterließ all die Pracht und erhabene Schönheit in mir ein bitteres Gefühl. Schmutzig und vernachlässigt, man könnte bildlich sagen abbröckelnd, präsentierten sich Straßen, Plätze, Parkanlagen und Fassaden. Dieses Bild vermittelte einen augenfälligen Eindruck des erfolgten Unterganges eines bis anhin glorreichen, mächtigen Staates. Es war ein persönliches Erlebnis, diese Feststellung geschichtlicher Vergänglichkeit. Die ärmlich gekleideten, schlecht aussehenden Menschen auf der Straße trugen statt der früheren fröhlichen Unbekümmertheit eine gewisse Niedergeschlagenheit zur Schau, die sich unbewußt von Mensch zu Mensch übertrug.

Die damals in Österreich und insbesondere in den Armenvierteln der Großstädte herrschende Not spottete jeder Beschreibung. Kinder fielen vor Schwäche auf offener Straße ohnmächtig um, wobei sie sich manchmal trotz des für Kinder ganz unbedenklichen Sturzes eine oder mehrere Knochenfrakturen zuzogen. Erschreckend, gespensterhaft sahen ihre kleinen, blassen Gesichter aus. Es widerstrebt mir, daran auch nur zurückzudenken, geschweige denn diese Notlage ausführlich zu beschreiben. Welche Schmach für die christliche Menschheit, solche Not verschuldet, ja selbst nur geduldet zu haben!

Ich hatte damals und bewahre bis zum heutigen Tag eine uneingeschränkte Bewunderung für meinen Professor der Kinderheilkunde, Herrn Pirquet. Er setzte sich mit unglaublicher Energie für die Organisation von weltweiten Hilfsaktionen für Kinder ein. Es gelang seiner überall, besonders in medizinischen Kreisen wohlbekannten Persönlichkeit, hauptsächlich

amerikanische Hilfe in großem Stil zu erhalten. Aber er überschätzte seine Kräfte, war zu empfindsam und versuchte, sein Mitleid und die ihn anstarrende Trostlosigkeit mit Morphium zu betäuben. Aus Verzweiflung schied er schließlich freiwillig aus dem Leben. Ein gütiger, großartiger Mann! Von ihm stammt die Tuberkulinprobe, ein intracutaner Reaktionsversuch zur Aufdeckung der Tuberkulose, jetzt überall bekannt, und eine neue Ernährungsmethode mit konzentrierter Nahrung für Kleinkinder (Dublo).

Die ganze damalige Lage des österreichischen Volkes, diese ganze Situation erfaßte ich erst später. Aber schon nach der niederschmetternden Besichtigung der Stadt war ich froh, wenigstens etwas mitgenommen zu haben, und ich begann mit der Verteilung der Liebesgaben. Die Pakete wurden überall mit leuchtenden Gesichtern entgegengenommen und verbreiteten eine solche Freude, daß ich mich schämte beim Gedanken, den Koffer so unwillig mitgenommen zu haben. Dabei war es so wenig. Hätte ich doch nur mindestens zwei Koffer gehabt!

Unter anderen hatte mir der philanthropische Pfarrer daheim eine Adresse angegeben, welche zu finden mir große Schwierigkeiten bereitete. Das Arbeiter-Miethaus befand sich mitten im Armenquartier, in einer schmutzigen Hintergasse. Ich betrat das große, mich unheimlich anmutende Haus und befand mich in einem relativ breiten Korridor. Links war seitlich eine Mauernische und darin eine Art Schalter für den Hauswart. Dieser hatte jedenfalls auch die Ein- und Ausgänge zu kontrollieren. Der Mensch, der sich nicht hinter, sondern vor diesem Schalter befand und sich «Hauswart» nannte, sah eher wie ein Mörder als wie ein gewöhnlicher Mensch aus, bedrohlich und gefährlich. Wohl infolge von Hungerödemen waren die Hände des untersetzten, eher dick aussehenden Mannes geschwollen, und das ganz böse aufgedunsene Gesicht fiel durch große Säcke unter den Augen auf. Schwarze, borstenähnliche Haare standen ihm nicht nur auf dem Kopf zu Berg, sondern hingen auch weit über die Ohren und über

den Nacken hinunter. Grob, mit frechem Ton und einer tiefen, brüchigen Stimme fragte er mich nach meinem Begehren. Ich gab ihm Bescheid, nannte den Namen der gesuchten Familie, machte aber dabei — um ihn freundlicher zu stimmen — den Fehler, ihm mitzuteilen, daß ich aus der Schweiz komme und den Auftrag habe, dieser sich wohl in Not befindenden Familie einige Eßwaren, ein sogenanntes Liebespaket, abzugeben. «Geben Sie's mir her», sagte er mit gierigem Blick auf meinen Rucksack, «ich geb's ihnen ab.» Als ich mich weigerte und sagte, ich hätte versprochen, die Pakete ganz persönlich den angegebenen Familien abzugeben, begann er zu jammern: «Geben Sie doch auch mir etwas. Auch ich habe Hunger. Man bezahlt mir keinen Lohn seit Monaten. Wovon soll ich leben?» Er tat mir leid. Ich entnahm meinem infolge der Wertlosigkeit des Papiergeldes wohl etwas zu prallen Portefeuille eine kleinere Note und reichte sie ihm. «Küß die Hand», brummte er, «im fünften Stock unter dem Dach, links.» Ich wandte mich der Treppe zu, da entfuhr wohl unfreiwillig ein unterdrückter Fluch dem haßerfüllten Mann, den ich nicht hätte hören sollen, denn er fügte sofort laut hinzu: «Küß die Hand, der Herr». Leise gezischt aber hatte er zwischen den Zähnen: «Geh zum Teufel! Gottverdammtes, verfluchtes Vollfresserpack!» Ich bestieg die Treppe. Sie schien nicht enden zu wollen. Mir war es, als müsse sie bis in den Himmel hinaufreichen. Oben in einem schmutzigen Dachverlies fand ich eine noch jüngere, ausgezehrtc Frau mit vier ausgemergelten, bleichen Kindern. Die Freude am mitgebrachten Liebespaket war unbeschreiblich. Wie wilde Tiere stürzten sich die Kinder auf die Eßwaren und hätten sie sofort heißhungrig, alles auf einmal, verzehrt. «Teilen Sie gut ein, liebe Frau», warnte ich, «zuviel auf einmal tut ihnen nicht gut, ist schädlich, ja sogar gefährlich. Zudem sollten Sie etwas auch für die nächsten Tage haben. Leider ist das sehr wenig, was ich bringen konnte, sollte aber bei sparsamer Einteilung doch über einige Tage hinweghelfen.» «Jawohl», sagte die arme Mutter, und indem

sie die Kinder ganz gehörig anschrie, entriß sie ihnen das Paket, das sie wie liebevoll schützend umarmte und dann auf einen alten Schrank versorgte. Dabei sah sie mich mit ihren leidenden, traurigen Augen so dankbar an, daß ich ganz gerührt war. Dieses Bild ist in meinem Gedächtnis haften geblieben.

Als ich die Treppe hinunterstieg, war die Haustüre halb offen. In der oberen Hälfte der Türe befand sich ein Glasfenster, und in diesem Fenster erblickte ich wie in einem Spiegel etwas, das mich erschauern ließ. Versteckt hinter der Kante der Hauswarnische, so daß ich ihn ohne den verräterischen Spiegel nicht hätte sehen können, wartete der unheimliche Abwart auf mich und zwar mit erhobenem Arm. In der Hand hielt er etwas, das ich nicht genau identifizieren konnte, vielleicht einen Stock oder Knüppel. Seine ganze Körperstellung und Kopfhaltung ließen, obschon ich im Fenster die Einzelheiten nicht genau erkennen konnte, keinen Zweifel aufkommen, daß ein tüchtiger Schlag auf meinen Schädel vorgesehen war. Meine Leiche wäre hier sicher nie aufgefunden und mein Verschwinden nur sehr spät entdeckt worden. Was tun? Die Gedanken jagten sich nur so. Wieder die Treppe hinaufrennen? Aber welche Hilfe war schon oben zu erwarten, und zudem hätte ich verraten, was ich entdeckt hatte. Mich an die Mauer gepreßt heranschleichen, ihn überrumpeln und den Kampf mit ihm aufnehmen? Er war zwar ein großer, breitschultriger Kerl und dazu bewaffnet, aber nur mit einem Knüppel oder Stock. Wahrscheinlich war er schwach mit seinem aufgetriebenen Bauch; aber ich fühlte mich stark. Also probieren, los! In diesem Augenblick sah ich einen Passanten auf der Straße vorbeigehen. Er war etwas besser angekleidet und zögerte einen Augenblick gerade vor der Türe, um sich eine Zigarette anzuzünden. «Hallo», schrie ich so laut, daß der Herr es sogar auf der Straße hören mußte, «bist Du es, warte, ich komme mit! Welche Überraschung!» Ganz erstaunt wandte der Fremde seinen Blick der Türe zu, und ich jagte blitzschnell, meine Hände wie zu einer freudigen Begrüßung nach vorne ausgestreckt,

der Türe zu und gelangte so glücklich unverehrt auf die Straße. Bevor ich das Haus verließ, wollte ich mir aber doch Gewißheit verschaffen, erstens ob der Mann wirklich dort lauerte und zweitens mich versichern, daß ich nicht verfolgt werde. Ich hatte mich nicht getäuscht. Ganz verduzt stand der dumme Mann mit einem noch dümmern Gesicht dort. Den Arm hatte er fallen lassen und versuchte nun unbeholfen, eine Eisenstange hinter seinem Rücken zu verstecken.

Ich entschuldigte mich bei dem mir unbekanntem guten Freund, dem Freund «ex machina» und erzählte ihm den ganzen Hergang der Geschichte. Er lachte nicht, im Gegenteil, er war sehr beeindruckt und sagte, es sei sehr gefährlich für einen Fremden, der sehr wahrscheinlich Geld auf sich trage, sich allein in diese Hungerquartiere zu wagen. Ja, man munkle sogar, erwiesen sei es nicht, aber möglich, daß Menschenfleisch gegessen worden sei. Ich gab ihm den Gegenwert von zehn Schweizerfranken, was eine ordentliche Summe in damaligen Schillingen ausmachte. Er nahm das Geld zögernd, aber mit zahlreichen «Küß die Hand» an, wobei er hinzufügte, er schäme sich ordentlich, das Geld anzunehmen, er stamme aus einer früher wohlhabenden, bürgerlichen Familie (was man ihm übrigens mühelos auf den ersten Blick ansah), jetzt hätten sie aber alles verloren.

Ich war mit mir sehr zufrieden, fühlte ich mich doch groß, als ein Typ, der imstande gewesen war, schnell auf eine gegebene Möglichkeit zu reagieren und sich so dem Zugriff eines Kannibalen zu entziehen. Ich mußte lächeln: «Wie hätten Men-Beefsteaks diesem Ungetüm wohl geschmeckt? Sicher nicht schlecht, bei meiner guten Ernährung!»

Meine Herren Professoren

Zweimal in meinem Leben bin ich ein reicher Herr gewesen. Das erste Mal war es, als ich in Deutschland studierte und meine paar «Fränkli» sozusagen über Nacht zu einem Riesenvermögen, wenigstens der angegebenen Zahl nach, anwuchsen. Damals war ich Millionär. Das zweite Mal war es in Wien, wo ich

auch, trotz der eher bescheidenen Zuschüsse von daheim, zwar keineswegs ein Krösus war, aber ich konnte mir doch trotz der unglaublichen Teuerung und der geringen Kaufkraft der Tausendernoten wie ein Herrnsöhnchen einiges leisten. Infolge meiner religiös-spartanischen Erziehung im Elternhaus hatte ich aber dabei ein ungutes Gefühl, besonders nachdem mir die Not der Bevölkerung so eindringlich zu Gesicht gekommen war.

Bei meiner Ankunft hatte ich mich beim Gepäckträger nach Unterkunftsmöglichkeiten erkundigt und durch ihn auch sofort ein Zimmer gefunden. Es lag aber viel zu weit von den medizinischen Kliniken entfernt. Zudem war es fast ohne Licht, schmutzig, kalt und häufig lärmig. Der Hausvater, den ich übrigens nie gesehen habe, kehrte wiederholt arg betrunken spät in der Nacht heim und machte einen Heidenspektakel. Es ist schon angenehmer, reich unter Reichen zu sein als arm unter Armen. Wie bei anderen Leuten in guten Verhältnissen, die ungern Kollekten geben und für ihr Verhalten immer eine gute Ausrede — wenigstens zur Beruhigung des eigenen Gewissens finden —, so begannen solche Regungen auch bei mir die Überhand zu nehmen «Wozu den Held hier spielen wollen, wozu den Wohltäter? Ein Tropfen hilft doch nichts in einem Meer. Das bißchen schafft nur Ungerechtigkeit, dem einen gibst du etwas, dem anderen nichts. Du erweckst nur Neid und schließlich richtest du mehr Schaden als Nutzen an.» Solche Überlegungen gingen mir durch den Kopf, bis ich zum Schluß kam: «Mach es wie die anderen, du bist noch jung, ein Student, genieße das Leben! Die Welt kannst Du doch nicht verbessern.»

Ich hatte schon nach kurzer Zeit viele Studenten kennengelernt und schloß mich ihnen an. Wir aßen zusammen und zwar in einem luxuriösen, vornehmen, mehr auf Ausländer zugeschnittenen Hotel, im Hotel Regina. Für uns war es billig. Es waren immer dieselben, die dorthin kamen, und so befreundete ich mich mit ihnen. Ein Freundeskreis bestand aus französisch sprechenden Kommilitonen, die zum größten Teil der deutschen

Sprache wegen nach Wien gekommen waren, der andere aus Deutschschweizern. Medizinstudenten waren aber nur zwei, davon eine Studentin. Ich hatte versucht, einige Freunde in Zürich zu überreden, mit mir nach Wien zu kommen, wenigstens für ein Semester. Aber es war nichts zu machen. «Früher», sagten sie, «hat man auch im Ausland studieren und trotzdem in der Schweiz das Staatsexamen machen können. Damit ist es jetzt endgültig vorbei. Heutzutage muß man das Examen bei dem Professor ablegen, bei dem man studiert hat. Wenn du im Ausland studiert hast und der Professor dich nicht kennt, dann fliegst du, wirst sehen.» Diese pessimistische Einstellung fand in meinem dicken Bündnerschädel keinen Glauben. In Wien dozierten damals viele sehr berühmte Professoren, und ich war überzeugt, viel von ihnen lernen zu können. «Wenn ich viel weiß», sagte ich mir, «werde ich kaum durchfliegen.» Und ich habe Recht behalten. Wien war damals ein wahres Eldorado für Medizinstudenten. Vom ganzen Balkan, ja auch vom Nahen Orient und sogar aus Rußland strömten Schwerkranke herbei, um in diesem Mekka der Medizin Heilung zu finden. Von den weltberühmten Professoren habe ich Prof. Pirquet, den Kinderarzt, schon genannt. Aber da war auch Prof. Wagner-Jauregg, dessen Bild man später auf den Banknoten sehen konnte. Er hat die Behandlung von Spätfolgen der Syphillis (sog. Gehirnerweichung) durch künstliche Erzeugung hoher Fieberschübe (Malaria) entdeckt; da war der berühmte Herzspezialist Wenckebach (Wenckebach'sches Bündel), da war der Neurologe Chvostek, Bruder des Generals (Chvostek-Reflex), ein eigenartiges Original. Da waren der Chirurg Eiselsberg, der Lehrer des späteren Chirurgieprofessors Clairmont in Zürich, und sein Oberarzt Breitner, später Professor in Innsbruck, ferner der durch seine Publikationen bekannte Dermatologie-Professor Finger und viele andere. Also eine Auslese von Berühmtheiten. Auf Einzelheiten kann ich hier natürlich nicht eingehen. Einzig von Chvostek, dem Original, möchte ich im Hinblick auf die Einführung des Frauenstimmrechtes

auch in der Schweiz ganz kurz berichten. Wenn es nach Chvosteck gegangen wäre, hätten die Frauen sicher weder in Österreich noch in der Schweiz das Stimmrecht erhalten. Er war ein Frauenhasser schlimmster Sorte. Es bestand eine Bekanntmachung, wonach Studentinnen zu den Vorlesungen von Professor Chvosteck keinen Zugang hatten. Einmal, ich war auch zugegen, schlich sich eine kurzhaarige Studentin in seine Vorlesung. Er hatte mit seiner äußerst interessanten Vorlesung bereits begonnen, als er plötzlich die Studentin erblickte. Mitten im Satz unterbrach er die Vorlesung, rannte wie von Dämonen verfolgt zur Ausgangstüre und verschwand, indem er diese heftig zuschlug. Ein Assistent trat ein und verkündete mit einem verlegenen Lächeln, daß die Vorlesung nicht stattfindet. Die Studenten sollten dafür sorgen, daß die Luft rein sei, habe der Professor gesagt, sonst lese er nicht mehr. Er war auch sonst ein merkwürdiger Kauz, möglicherweise leicht verrückt, aber genial als Diagnostiker. Er bewohnte ein altes Schloß, duldete aber kein elektrisches Licht. So wurden selbst die großen Hallen und Säle nur mit Kerzen und Petrollampen erhellt. In der Klinik verwarf er sogar die Taschenlampen mit Batterie, um in den Schlund der Patienten hineinzuleuchten. Seine Assistenzärzte durften sie zwar benutzen, er selber verwendete aber nur eine Kerze. Dasselbe galt von den Röntgenbildern. Für seine Ärzte waren sie natürlich im Zuge unserer fortschrittlichen Zeit unentbehrlich. Er selber behauptete, er brauche dieses moderne Zeug nicht, um richtige Diagnosen zu stellen. Das Wunder jedoch war, daß er zum allgemeinen Staunen und Verwundern die Diagnosen mit absoluter Sicherheit stellte und genau anzugeben wußte, ob und wo sich ein Herd oder Tumor im Gehirn befinde, wie groß er sei usw. Bei nötig werdenden Operationen bestätigte sich sein Befund immer wieder. Es war, wie wenn er ein «Seher» mit übernatürlichen Fähigkeiten wäre. Darum war er auch bei den Studenten und Kollegen hoch geschätzt und von den Behörden trotz seiner Marotten anerkannt.

Einmal, als ich in seiner Vorlesung war, wurde ein ganz kleines, zartes Fräulein, das fast wie ein Kind aussah, hereingeführt. Der Oberarzt las wie gewohnt ihre Krankengeschichte vor. Professor Chvosteck hörte aufmerksam zu, dann packte der riesenhafte Mann das arme Würmchen bei den Haaren und hob es an den Haaren auf den Untersuchungstisch, so hoch, daß es darauf stand, statt zu liegen wie andere Patienten, wobei er verächtlich ausstieß: «Hysterisch ist das Luder. Schauen Sie sich's nur gut an, meine Herren», usw. Ich verließ die Vorlesung und betrat diesen Saal nie wieder. Berühmt oder nicht — ich hatte genug.

Die schöne Susanne

Ich hatte unterdessen gemerkt, daß es auch im damaligen Wien zwei ganz verschiedene Welten gab: die Welt der Armut und diejenige des Wohlstandes, wo manchmal sogar im Überfluß geschwelgt wurde. Auch ich wollte mich verbessern, zumindest was die Wohnung anbetraf. So konnte ich meinen Freunden am wohlgedeckten Mittagstisch mitteilen, ich sei jetzt in gewissem Sinne der Nachfolger eines Generals geworden, denn ich wohne jetzt bei seiner vornehmen Witwe. Das Zimmer sei wunderbar, aber der General müsse ihr vor seinem Tode im Krieg noch Ordnungssinn und Disziplin gründlich beigebracht haben, so daß sie zu einer Edel-Putzfrau geworden sei. Sie erstelle im Schrank Planken mit meiner spärlichen Wäsche, usw. Daraufhin ertönte es unisolo im Kreise herum: «Bleib doch nicht dort, bist verrückt?» Lauter Ratschläge, das Zimmer zu wechseln. Tatsächlich war ich auch selber von meiner Philisterin nicht sonderlich begeistert. Das Zimmer war zwar sehr schön, groß, äußerst sauber und hell. Die Möbel waren herrschaftlich, das Bett weich, aber jedes Mal, wenn ich heimkam, mußte ich läuten. Die Generalswitwe, die das Haus nie verließ, machte mir auf, worauf ich hinter der Türe Platz zu nehmen und Pantoffeln anzuziehen hatte. Im Hause durfte ich nur in Pantoffeln herumgehen. Um in mein Zimmer zu

gelangen, mußte ich durch ein großes, ganz im Louis-Philipp-Stil möbliertes Eßzimmer hindurchgehen. Dort befand sich ein riesiger, selbstverständlich ebenfalls stilreiner Tisch, der bis zum kleinsten verfügbaren Plätzchen mit silbernem Eßgeschirr bedeckt war. Es war eine Pracht. Fast täglich — wenigstens hatte ich den Eindruck — staubte die Generalin alles ab und verlieh der ganzen Pracht neuen Glanz, dann deckte sie die gesamte Ausstellung mit einem großen Leintuch bis zum nächsten Morgen zu. Abends mußte ich durch dieses Eßzimmer hindurch und meine Kleider und meine Schuhe vor die Türe legen. So lautete der Befehl. Sie reinigte jeden Abend meine Hosen, und ich glaube, daß sie dieselben auch bügelte, denn sie hielt darauf, daß ich immer eine tadellose Hosenfalte hatte. Damals trug man auch einen Hut. Den staubte sie jedesmal, wenn ich wegging, ab. «Aus meinem Haus geht niemand mit ungebügelter Hose und staubigem Hut hinaus», verkündete sie stolz. Mich arme Landpomeranze, oder sagen wir zutreffender Bergackerkartoffel, ärgerte das. Die so hochnoble Generalin machte mich nervös.

«Du», meinte mein Freund Theo mit verschmitzter und gönnerhafter Miene: «Ich wüßte etwas, da staunst Du nur so! — Aber da kommt ja Dein Schatz. Warte, bis sie weg ist, dann erzähle ich es Dir.» «Ah, er ist da, mein Herzkäferchen», ertönte neben unserem Tisch die dem Ton nach schrille aber altershalber leise Stimme einer alten Zeitungverkäuferin. Immer wenn sie kam, kaufte ich ihre Zeitung und ließ, weil ich Mitleid mit der armen, alten Frau hatte, beim Bezahlen noch eine kleinere Note unauffällig in ihre Hand gleiten. Möglicherweise nur deshalb, was allerdings enttäuschend wäre, war die Liebe zu mir im alten Herzen erwacht. Sie überschüttete mich mit Kosenamen. Der am meisten verwendete war «mein Herzkäferchen». Zu dem Umstand, daß ich eigentlich nichts von einem Käferchen an mir hatte, dick und fest wie ich war, kam der Nachteil, daß meine Freunde mir den Übernamen Herzkäferchen gaben. Mein welscher Freund Varenchon, den

viele Leser aus meinem Buch «Ein Landarzt erzählt» kennen, nannte mich sogar, weil er das h nicht aussprechen konnte: Erzkäferken.

«Ein schöneres Zimmer ist wahrscheinlich in ganz Wien nicht zu finden», fuhr Theo, nachdem sich die Zeitungverkäuferin verzogen hatte, mit der angefangenen Anpreisung seiner Entdeckung fort. «Ich war gestern dort. Leider zu teuer — Wucherpreis. Aber die Vermieterin!» Er spitzte den Mund und machte eine Bewegung, wie wenn er ihr einen Kuß zusenden möchte, «mein Lieber, eine schönere Frau gibt es überhaupt nicht. Die solltest Du sehen! Meiner Ansicht nach ist die Monalisa kaum ein Schatten von ihr.» Sich diese Schönheit, die Theo in allen am Himmelsgewölbe existierenden Farben ausmalte, wenigstens einmal ansehen, das wäre doch was, oder? Natürlich kam die Bude bei dem genannten Preis auch für mich nicht in Frage. Obschon wir alle der Valuta wegen relativ reich waren, wollte doch keiner von uns das Geld nur für ein Schlafzimmer vergeuden. Diese «Show» wollte ich mir jedoch nicht entgehen lassen und ließ mir die genaue Adresse geben. Das herrschaftliche Haus stand in einem der vornehmsten Quartiere Wiens. In meinem Innern machte sich eine gewisse Sensation, wie leichtes Herzklopfen, bemerkbar, als ich an der Türe läutete. Das Haustor öffnete sich von selbst, und im Hochparterre machte eine Zofe mit einem freundlichen Lächeln die Türe auf und fragte nach meinem Begehren. Sie war recht adrett in schwarz angezogen und trug eine kleine, weiße Schürze und ein weißes, gestärktes Häubchen auf dem Kopf, nach Art der englischen Zimmermädchen. Ich hätte gehört, daß hier ein Zimmer zu vermieten sei, brachte ich unter Zuhilfenahme meiner ganzen Energie mit möglichster Würde hervor. Sie bat mich einzutreten und forderte mich auf, in einem kleinen Salon Platz zu nehmen, sie wolle mich sofort anmelden und ihre Dame fragen, ob sie mich empfangen wolle. Nach einigen Minuten kehrte sie zurück, machte eine zierliche, kleine Verbeugung: «Bitte, kommen Sie!» und ging mir voraus. Am Ende eines längeren Ganges klopfte sie an eine Türe,

dann öffnete sie und meldete: «Der Herr!» und zu mir gewandt mit einem kleinen Knix: «Bitte!» Als ich in den großen Saal eintrat, blieb mir, wie man so sagt, die Spucke weg. Zimmer hätte ich mir daraufhin wirklich keine anzuschauen brauchen, denn der wunderbare Salon, in dem ich mich jetzt befand, war an und für sich schon ein deutlicher Hinweis, daß diese Wohnung und wohl auch ihre Zimmer sich eher für einen Prinzen geeignet hätten als für mich. Hinter einem gewaltigen Tisch auf der andern Seite des Salons saß eine vornehme, schätzungsweise etwa 35jährige Dame, die mein Eintreten mit einem belustigten, aber entwaffnenden Lächeln beobachtete. Theo hatte nicht übertrieben. Sie war ungewöhnlich schön und strahlte mit ihrem stets lächelnden Venus-Mund eine merkwürdige, fühlbare Anziehungskraft aus. Es steht mir nicht an, sie beschreiben zu wollen; dazu wäre ich gar nicht imstande.

Schon als Schüler hatte ich gerne Theater gespielt und einiges Lob dafür erhalten. Einmal mußte ich die Rolle eines Engadiner Reformators spielen, der im Kaisersaal zu Potsdam von Friedrich dem Großen in Audienz empfangen wurde. «Spiel diese Rolle!» funkte es in meinem Gehirn. Dieser Rolle entsprechend nahm ich, kaum hereingetreten, noch an der Türe eine schneidige Achtungstellung ein, wobei ich die Absätze mit einem hörbaren Klapp zusammenschlug. Dann machte ich eine tiefe Verbeugung nach Art der Couleurstudenten, worauf ich mit resolutem Soldatenschritt bis an den Tisch, an dem die Schöne saß, herantrat. Sie erhob sich nicht, streckte mir aber ihre schöne, weiße Hand mit einer graziösen Geste entgegen, aber nicht zum Handreichen, sondern mit dem Handrücken nach oben, was ich sofort begriff. Zum ersten und auch zum letzten Mal in meinem Leben brachte ich einen so wohlgelungenen «Küßdiehand» fertig, daß es mir wie für die Theatervorstellung einstudiert vorkam.

Nun bat sie mich, neben ihr Platz zu nehmen. Ich machte wieder eine kleine Verbeugung, paßte sorgfältig auf, die von der kaiserlich-königlichen Frau Generalin gebügelte Ho-

senfalte nicht zu verderben, indem ich die Hose etwas hochzog und saß nun neben ihr, wobei ich bei mir dachte: «Welch königliches Paar!» Durch all die Pracht etwas eingeschüchtert, brachte ich nun mein Anliegen vor. Als sie mir den Preis des Zimmers nannte (der mir freilich schon bekannt war), stotterte ich, sie solle mir bitte verzeihen, aber soviel könne ich mir nicht leisten, der Preis sei für mich zu hoch. Sie lächelte hübsch und vergebungsvoll. «Habe mir schon gedacht, das macht nichts», entgegnete sie. Dabei läutete sie, und die Zofe trat herein. «Bitte zeigen Sie dem Herrn das Zimmer, Marie, und dann bringen Sie den Tee, für zwei!» Über das Zimmer will ich keine Worte verlieren. Beim Tee, zu dem sie mich in liebenswürdiger Weise einlud, plauderte sie in einem fort mit ihrer klangvollen, lieben Stimme. Sie erzählte mit Begeisterung allerhand über das alte Wien, über ihre Kindheit, über eine Schweizerreise nach Interlaken mit ihren Eltern, und dann griff sie nach einem auf dem Tisch sich befindenden, kleinen Glaszylinder. «Das ist ein Radioapparat», sagte sie, «haben Sie von diesem modernen Wunderding schon gehört oder gar eines gesehen? Schauen Sie!» Sie zeigte einen kleinen Bergkristall im Glas, zu dem man mit einer Drehschraube eine Kohleanode oder Kathode heranbringen konnte. Bei richtiger, minuziöser Einstellung hörte man mit Kopfhörern eine zwar durch häufiges Krächzen unterbrochene Musik. So etwas hatte ich noch nie gesehen. Ich war verblüfft, aber auch begeistert, obschon ich keine Ahnung hatte, was daraus alles noch werden würde.

Als ich mich mit vielen Komplimenten und wiederholtem Dank verabschieden wollte, sagte sie so wie ganz nebenbei: «Wenn Sie das eine oder andere Mal Lust hätten, Radio zu hören oder zu einem gemeinsamen kleinen Plausch bei einer Tasse Tee, so kommen Sie nur ungeniert. Ich bin viel allein und habe ganz gern etwas Gesellschaft.» Ich zeigte größte Begeisterung, war aber, ich weiß nicht warum, etwas mißtrauisch geworden. Trotzdem verspürte ich nach einigen Tagen eine

gewisse Sehnsucht nach ihr. Vielleicht hatte ich mich doch ein bißchen in die schöne Susanne, wie Theo und ich sie benannt hatten, verliebt. In der zweiten Woche fühlte ich, wie ich schwach wurde. Ich war drauf und dran, meinen festen Entschluß, sie nie wiederzusehen, aufzugeben, als etwas völlig Unerwartetes eintrat.

Unten an der Treppe beim Haupteingang zu den Auditorien der Universitätsklinik wartete Theo auf mich. Er schien ganz aufgeregt zu sein. «Du», sagte er, «ich habe eine schreckliche Entdeckung gemacht, die auch Dich interessieren wird. Komm, wir müssen rennen, sonst sehen wir sie nicht mehr!» Im Laufschrift rannten wir zum königl.-kais. Gerichtsgebäude. Theo studierte Jurisprudenz. «Wen sehen wir nicht mehr?» fragte ich ihn ganz erstaunt, wobei ich mich mit ihm zusammen auf den Weg machte. Wir mußten, um nebeneinander schnell genug vorwärts zu kommen, erboste Passanten unsanft auf die Seite drängen, ja wir stießen einige sogar fast um. «Die schöne Susanne», keuchte er, «sie wird bald auf einer Sitztragbahre hinausgetragen werden. Du mußt sie sehen. Sie kann nicht stehen, beide Beine sind vollständig gelähmt.» Wir kamen zu spät an. Die Sitzung war geschlossen, die Leute weg und die Tore zu. «Schade. Erzähle. Lahm, sagst Du?» Er gab sich sehr wichtig, als er mir in allen Einzelheiten über die miterlebte, erschütternde Gerichtsverhandlung berichtete. Zu einem kurzen Bericht zusammengedrängt sagte er etwa folgendes: «Denk, unsere schöne Susanne war verheiratet, und heute war ihr Scheidungsprozeß. Ihr Mann ist ein hoher Marineoffizier, Admiral, fast immer von zu Hause weg im Fernen Osten, auf hoher See. Er hat die Arme mit Syphillis infiziert. Das ist erst jetzt, im dritten Stadium, von Wagner-Jauregg entdeckt worden. Du hättest sein Gutachten hören sollen! Niederschmetternd für den Admiral, wüster Kumpan, von ehelicher Treue keine Spur. Er ist schuld, daß sie lahm ist. Für die schöne Susanne konnte Untreue nicht sicher nachgewiesen werden, es wurden aber Zweifel vom Gegenanwalt geäußert.»

War das mit dem «Zimmer zu vermieten» und dem unmöglichen Preis vielleicht nur eine Farce gewesen? War das unter Umständen nur ein Trick zur Vertreibung der Langeweile? Wie eine Porzellan-Venusstatuette, die zu Boden fällt und in tausend Stücke geht, zerbrach damit unser Idol: die schöne Susanne.

Ein unerwarteter Gast

Ich hatte eine neue Studentenbude gefunden und kündigte bei meiner Generalswitwe. Ich hätte eigentlich bei ihr bleiben sollen. Sie war keineswegs erbaut, daß ich sie nach so kurzer Zeit schon verlassen wollte. Sie habe vor dem Krieg drei Dienstboten gehabt, eine Köchin und zwei Diener, Ordonanzen ihres Mannes. Diese hätten immer für eine tadellose Aufwartung des Herrn Generals gesorgt. Jetzt müsse sie alles selber, ganz allein besorgen. Sie erfülle ihre Aufgabe, so gut sie könne. Sie seien wohlhabend gewesen, aber ihr ganzes Vermögen hätten sie verloren, und die Pension reiche nirgends hin, weder zum Leben, noch zum Sterben. — Die Arme! Sie tat mir wirklich leid, aber ich hatte das neue Zimmer schon fest übernommen, und zudem gaben mir sowohl das immer an der verschlossenen Türe läuten müssen sowie ihre Putzwut und Pedanterie auf die Nerven, so gut sie auch gemeint gewesen sein mögen.

Mit dem neuen Zimmer hatte ich anscheinend Glück. Es war sehr schön, relativ billig und nicht weit von der Alma mater entfernt. In das Zimmer gelangte man durch einen kleinen Salon, Musikzimmer genannt, das ebenfalls zu meinen Räumen gehörte und im Preis inbegriffen war. Es war schön möbliert, in der Mitte befand sich ein prachtvoller, riesiger, schwarzer Flügel. Die Philisterin sagte, ich dürfe ruhig darauf spielen, das störe sie nicht, jedoch sei eine ganz strikte Bedingung an die Vermietung dieses Zimmers geknüpft: kein Damenbesuch. Das würde sie unter keinen Umständen dulden. Sollte mein Verhalten diesbezüglich zu Beanstandungen Anlaß geben, so hätte ich sofort das Zimmer zu verlassen, und zwar ohne Rücksicht auf die ge-

setzliche Kündigungsfrist. Natürlich war ich damit ohne weiteres einverstanden, denn ich hatte in dieser Hinsicht absolut nichts vor, geschweige denn, daß ich mich mit dahin zielenden Spekulationen befaßt hätte. Also war alles im Butter. Immerhin dachte ich bei mir: «Schöne Erfahrungen muß die gemacht haben, oh je!»

Aber ein Schwätzer, wie ich eben bin, konnte ich es nicht unterlassen, an unserem gemeinsamen Studententisch zu prahlen, wie schön ich jetzt ganz in der Nähe der Klinik wohne, in einer eigenen Wohnung könne man beinahe sagen, sogar mit einem Musiksalon. Wenn einer der Herren Klavier spielen könne, so sei er freundlich eingeladen. Aber ja keine Damen mitnehmen! Damen dürften nicht ins Haus. Und lachend erzählte ich von der so strikten Bedingung. Ein schallendes Gelächter war die Antwort. Ich lachte mit, aber recht bald verging mir das Lachen.

Abends pflegte ich, wenn unser Freundeskreis nichts Spezielles vor hatte, daheim zu bleiben, um mir die tagsüber in den Vorlesungen neu erworbenen Kenntnisse zu überdenken und einzuprägen. So war ich eines Abends in meine Lektüre vertieft, als sich plötzlich im Gang draußen ein aufgeregtes Stimmengetzeter erhob. Deutlich hörte ich eine aufdringliche, dünne Frauenstimme in aufbegehrendem Ton mit französischem Akzent sagen: «Es ist dringend! Ich muß ihn unbedingt sprechen und zwar sofort!» Darauf die tiefere, klangvollere Stimme meiner Philisterin: «Das ist unmöglich hier. Sprechen Sie mit ihm morgen an einem anderen Ort. Ich will es ihm sagen, geben Sie mir Ihre Adresse! Hier ist kein Damenbesuch zugelassen!» Und wieder die mir unbekanntes Frauensperson: «Es läßt sich einfach nicht aufschieben. Wenn er da ist, können Sie mich nicht abhalten, zu ihm hineinzugehen! Begreifen Sie nicht, daß ich ihn absolut und zwar noch heute abend sehen muß!»

Wohl gewalttätig, alle guten Manieren über den Haufen werfend, wurde die Türe, an der meine aufgebrachte, frauenfürchtende Zimmervermieterin sich schützend aufgestellt hatte, mit krachendem Lärm aufgerissen, wobei die

arme Verteidigerin meiner Keuschheit rücksichtslos auf die Seite geschoben wurde, wie ich später erfuhr.

Ich war außer mir — was war denn das wohl? Vor mir stand ein vom Zwiegespräch noch ganz aufgeregtes Frauenzimmer, dem man auf den ersten Blick die Dirne ansah. Sie stürzte sich ohne Umschweife an meinen Hals und begann laut zu krächzen: «Oh, mein Schatz, habe ich Dich endlich wieder, Lieb-ling — Duu!» Dabei ließ sie lärmige Küsse durch die Luft erschallen, indem sie ihre eigenen Hände benutzte, um das besser zustande zu bringen. Zwischenhinein entfuhr ihr ein mir bekanntes Lachen.

«Verdammtter Kerl», erst jetzt, auf einmal erkannte ich ihn, meinen Freund Varenchon, den die Leser meines Buches: «Ein Landarzt erzählt» bereits kennen. Varenchon, dieser kleine, zarte Mann, der an und für sich durch den grazilen Körperbau fast wie eine Frau ausah, hatte sich unter Verwendung aller möglichen Kosmetika, roter und schwarzer Farbe und eines feinen Tüchleins um den Kopf und weiß ich welcher Zutaten als tadelloser Verwandlungskünstler erwiesen. Es wäre zum sich Kranklachen gewesen, wenn . . . — Aber der Ignorant hörte trotz meines inständigen Bit- tens nicht auf, schmatzende Küsse in die Luft zu senden, und schließlich brachte er es fertig, obschon ich ihn festzuhalten versuchte, sich freizumachen und das Bett durcheinander zu bringen, wobei er laut stöhnte und «oh, oh, oh» rief, dieser Schurke!

Alle meine Erklärungen und Beteuerungen hatten keinen Erfolg. Als ich mittags vom Kol- leg heimkam, lag ein Zettel auf dem Tisch: «*Kündigung*. Sie haben noch heute das Zim- mer zu räumen. Rechnung liegt bei.» Wahr- scheinlich mit ähnlichen Gefühlen, wie sie Adam und Eva gehabt haben mögen, als sie aus dem Paradies hinausgewiesen wurden, ver- ließ ich mit meinen wenigen Habseligkeiten, einem nassen Pudel ähnlich, die so hochge- priesene himmlisch-schöne Wohnung.

Den Varenchon zwang ich, meine Hotel- übernachtungen zu begleichen, und zwar so lan- ge, bis er eine andere Studentenbude für mich

gefunden hatte. Das tat er. Für meine lieben Freunde war das ein Riesenspaß. Wer den Schaden hat, muß für den Spott nicht sorgen. Mein Schädiger wurde rückhaltlos und mit Jubelgeschrei, wie heutzutage ein berühmter Filmschauspieler, gefeiert. «Ai, ai!» Selbstverständlich war der sogenannte Spaß von allen zusammen ausgedacht worden.

Heimkehr

Es wären noch manche kleine, lustige Geschichten aus meiner Wienerzeit zu erzählen, aber der Platz in einem Jahrbuch ist beschränkt. Ich will deshalb, zum Abschluß, nur noch ganz kurz von einem kleinen Ereignis erzählen, das ich auf meiner Rückreise in die Heimat erlebte.

Alles geht einmal zu Ende, so war auch die schöne Wienerzeit für mich wie im Fluge vorbeigegangen. Leb wohl, du Stadt meiner Träume. Jedes Mal, wenn ich mich nach beendetem Semester auf den Heimweg machte, hatte ich, auch dieses Mal, meine Moneten vollständig aufgebraucht und war arm wie eine Kirchenmaus. In Landeck hatten wir einen Aufenthalt von zwei bis drei Stunden, also, bis zur Abfahrt der Autopost, Zeit genug zum Mittagessen. Am Eingang zum Hotel Post waren die Speisekarten mit Preisangabe angebracht. Ich studierte sie gründlich und stellte fest, daß mein Geld zu einem billigen Mittagessen, zudem zu einem Zweier Wein und einem bescheidenen Trinkgeld reichen würde. Also trat ich wohlgenut in das Speiselokal ein und bestellte mein Mittagessen.

An meinem Nebentisch saßen zwei Franzosen in Begleitung eines Tirolers. Sie waren vor mir mit ihrem Mittagessen fertig und wollten bezahlen. Das Fräulein brachte ihnen die Rechnung und verkündete erklärend: «Ausländer zahlen den doppelten Preis.» Der Tiroler protestierte sofort energisch. Er veranstaltete einen Mordslärm, behauptete, die beiden Herren seien seine Gäste, das sei eine Schweinerei usf. Das sichtbar eingeschüchterte Fräulein entgegnete betroffen: «Einen Augenblick, bitte», und verschwand. Sie kehrte bald

in Begleitung des Wirtes zurück. Dieser hielt dem Tiroler ein Dokument vor die Nase. Verstohlen schielte ich zum Nebentisch hinüber, konnte aber nur den fettgedruckten Titel «Amtliche Verfügung» sehen. «Nichts zu machen», sagte der Wirt und, als der Tiroler grob aufbegehren wollte, fuhr er in ruhigem, aber entschiedenem Ton fort: «Ich bin nicht schuld, also nur keine Beleidigungen, sonst muß ich die Gendarmerie holen.» Die beiden Franzosen beeilten sich, die Rechnung, natürlich für alle drei, mit Entschuldigungen zu bezahlen.

Mir wurde fast schlecht. Was tun? Mir war das gar nicht möglich, das Doppelte zu bezahlen. Am Ende mußte ich noch meine Uhr verpfänden. «Da bleibt mir gar nichts anderes übrig», überlegte ich, «als so zu tun, als wäre ich ein Einheimischer.» Den Tirolerdialekt konnte ich ordentlich gut, aber nicht perfekt. Sorgfältig überdachte und prägte ich mir daher jedes Wort ein, bevor ich zur Attacke schritt: «Hei, Frailein!» rief ich dann schallend, wie wenn ich wütend wäre, «des isch jo koin oanhoamischen Wein nit. I hun gsogt an oanhoamisch!» «Des isch Terlaner», gab die Kellnerin stolz, begleitet von einem freundlichen Lächeln zurück, «politisch isch es zwor leider nit mehr oanhoamisch, aber der Wein woas nix davon; es isch a Tirolerwein.» Ich ließ mein Gesicht aufstrahlen und lächelte sie verständnisvoll an. «Ohou, sou isch's! — Na guat, des will i gelten lossn. Die Südtiroler sein aa Tiroler, wie mia. — — Zohn, bitte.»

Sie verlangte den einfachen, den Einheimischenpreis. «Donk schian, der Herr!». Grüßend verließ ich das Lokal, froh wie ein erfolgreicher Dieb, innerlich über meine kleine gelungene Schelmerei verschmitzt lachend. Na ja, der Wirt war für seine Mahlzeit normal bezahlt worden und die «Serviererin», wie sie sagen, hatte auch ihr Trinkgeld erhalten. Also konnte mein Gewissen ruhig sein; das war keine Zechprellerei gewesen. Ich hatte den Staat betrogen, oh je! oh je!, ein ganzes Mittagessen, Spätzchen und Wurst! und dazu einen aus dem nunmehr italienischen Südtirol importierten Zweier Terlaner. Wohl Gebührenhinterziehung, was?



Leonhard Meisser: Churer Eisfeld (1957, Öl, 97×197 cm, Privatbesitz)